

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 65 (1985)
Heft: 11

Rubrik: Kommentare

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kommentare

SZENE SCHWEIZ:

Produktionen und Subventionen

Zum Spielzeitbeginn am Schauspielhaus Zürich

In Zürich spricht man zurzeit mehr von den Subventionen als von den Produktionen. Der Entwurf neuer Verträge für die Kulturinstitute, wie sie der Stadtrat vorgelegt hat, und darin vor allem die Klausel, für jeden Punkt unter einer durchschnittlichen Platzbelegung von 75 % gebe es Abzug, hat die Gemüter erregt. Die Klausel würde, wenn sie zum Beschluss erhoben wird, das Schauspielhaus empfindlich treffen. Denn dort liegt die Besucherzahl einiges unter 70 %. Natürlich ist der zahlenmässige Erfolg noch nie ein Gradmesser für die künstlerische Qualität gewesen, weder im Buchgeschäft noch im Theater. Nur muss man nicht in den Fehler verfallen, bei hohen Zuschauerzahlen zum vornherein auf theatrale Demagogie zu schliessen. Es gibt künstlerisch hervorragende Inszenierungen, die wie ein starker Magnet wirken. Und zu bedenken wäre auch noch dies: Kultur besteht nicht aus den elitären, ungeliebten, vielleicht schwer verständlichen Produktionen, auch nicht aus den Provokationen, ohne die das Theater zwar nicht zu denken ist. Sie besteht nach durchaus modernem Verständnis aus dem Zusammenhang, aus dem Dialog und Widerspiel zwischen den Künstlern und ihrem Umfeld; sie ist eine lebendige Wirklich-

keit allein durch Auseinandersetzung und Gespräch, nirgends so offensichtlich wie im Sprechtheater, wo ja nun nicht auf der einen Seite die virtuosen Kunststücke und auf der andern Seite die stumme Verehrung wünschenswert sind, sondern wo die Bälle hin- und hergehen, wo öffentliche Kommunikation stattfindet und das Spiel nie seinen Bezug zur Realität verleugnet.

Unter idealen Bedingungen wäre es demnach durchaus nicht so «unsinnig», wie der Direktor des Schauspielhauses in einer ersten Vernehmlassung meinte, die Besucherzahlen in irgendeiner Weise in Relation zu den Subventionen der öffentlichen Hand zu setzen. Streiten kann man sich selbstverständlich über die 75 %. Aber das Prinzip, Kulturpolitik und Kulturförderung nicht losgelöst davon zu betreiben, wie ein speziell interessiertes Publikum auf die Produktionen der Schaffenden reagiert, scheint mir mindestens im Hinblick auf das Theater sinnvoll.

*

Gefordert werden dabei nicht nur die Theaterleiter und die Schauspieler. Keiner, der die jüngere Geschichte des Schauspielhauses kennt, keiner vor allem, der diese Bühne seit Jahrzehnten mit Dankbarkeit und Bewunde-

rung begleitet und freilich auch immer wieder ihre Versäumnisse und Ausrutscher beklagt hat, wird übersehen können, dass Zürich – nach der Epoche Wälterlin–Hirschfeld–Lindtberg – kein dem Theater besonders günstiger Boden ist. Es fehlt an Offenheit, man spürt Enge, auch Ängstlichkeit. Ein Hang zum Prestige und die Furcht vor dem Risiko haben zusammen ein Klima entstehen lassen, gegen das die Dramaturgen, Regisseure und Schauspieler machtlos sind. Das mag sie zu einer Art künstlerischer «Trotzreaktionen» verführen, wie mir denn besonders verfehlte Klassikerinszenierungen (*«Minna von Barnhelm»*, *«Penthesilea»* zum Beispiel) vorwiegend als unausgereifte Proteste gegen die Bravheit erscheinen. Und in der eben angelaufenen Spielzeit etwa das Dilemma mit Shylock: Muss denn wirklich so uninspiriert an der Aufführungstradition vorbeigespielt werden? Muss man, um eines aufwendigen technischen Gags willen, nämlich des Fussbodens, der sich für eine kurze Szene zur Renaissancefassade aufrichtet, die Lebendigkeit des Spiels und der Bewegung preisgeben? Nun gut, da stehen jetzt immerhin *«Ein wahrer Held»* und Ben Jonsons unwüstliche Komödie *«Volpone»* auf dem Spielplan. Thomas Hürlimanns zweites Stück, *«Stichtag»*, wird folgen, hoffentlich in einer dem Autor besser entsprechenden Inszenierung als die, die im Schauspielhaus dem *«Grossvater und Halbbruder»* zuteil geworden ist.

*

Doch muss hier, leider, auch von der Produktion im Keller gesprochen werden. Sie hat das Thema *«Das ver-*

schonte Land» und nennt sich selber eine Zeitrevue. Sechs Autoren der Jahrgänge zwischen 1930 und 1950 haben Szenen oder Monologe geschrieben, die in irgendeiner Weise die Schweiz im Zweiten Weltkrieg betreffen. Dazwischen zeigt man Ausschnitte der Schweizer Filmwochenschau, die in ihrem Pathos, in ihrer martialischen Verteidigungspropaganda und in ihrer kritiklosen Verklärung schweizerischer Tugenden leicht peinlich wirken müssen, weil mit keinem Wort auf die Funktion hin gewiesen wird, die diesen Kurzfilmen aus den Vorprogrammen unserer Kinotheater damals zukam. Haben sich die Gestalter der Zeitrevue wirklich nicht auch die Wochenschauen des nazideutschen Propagandaministeriums angesehen, deren teuflische Demagogie um einiges «professioneller» war als das, was die Schweizer Filmleute dagegenzusetzen hatten? Meisterwerke waren unsere Wochenschauen gewiss nicht, und im Ton merkt man ihnen zu gut an, woran sie sich massen und wogegen sie ankämpften. Sie zeigen, auf einem Nebengebiet, die kritische und beklemmende Situation an, in die auch das Kulturschaffen in der Schweiz in jenen Jahren geraten war. Das, zum Beispiel, wäre meiner Meinung nach ein Problem gewesen, dem die Verfasser der Texte dieser Zeitrevue hätten nachgehen müssen. Und ein anderes, scheint mir, wäre im Schauspielhaus Zürich sozusagen in den eigenen vier Wänden zu finden gewesen: das historische Faktum dieser Bühne nämlich.

Was Dieter Bachmann, Thomas Hürlimann, Hansjörg Schneider, Heinz Stalder, Jörg Steiner und Urs Widmer da erarbeitet haben, ist jedoch von

sehr bescheidenem Niveau, streift selbst das Peinliche, ist mässig lustig und im ganzen ohne Biss. Gar so leicht dürfte man es sich nicht machen. Falls diese Zeitrevue nicht den erhofften Publikumserfolg hat, liegen die Gründe nicht beim Publikum. Originell an diesem Abend ist allein die Musik (Christoph Baumann und Ruedi Häusermann). Als szenischen Rahmen jedoch einen Stacheldraht und dahinter Geraniumtröglein aufzustellen, ist etwas zu naiv.

*

Ben Jonsons unverwüstliche Sittenkomödie «*Volpone*» ist am Schauspielhaus Zürich in früheren Jahren schon aufgeführt worden, zuletzt 1972 mit Walter Richter in der Titelrolle, und damals spielte man die bewährte Fassung, die Stefan Zweig frei nach Ben Jonson geschaffen hat. Der Regisseur der Neuinszenierung, *Roberto Guicciardini*, hat eine eigene Bearbeitung hergestellt, die man eigens für Zürich aus dem Italienischen übersetzen musste (*Yvonne* und *Herbert Meier*). Wie zwingend die Gründe für diesen umständlichen und kostspieligen Umweg sein mögen, ist schwer zu urteilen. Dramaturgisch jedenfalls wirken sich die gesellschaftstheoretisch begründeten Umdeutungen nicht besonders günstig aus. Der Schluss der

Komödie wirkt zerfahren, der allzu kluge Raffer muss gar Selbstkritik üben. Ich frage mich, was man mit diesen Veränderungen wirklich gewonnen hat, Veränderungen, die im Hinblick auf den «historischen Kontext» vorgenommen worden seien, in den man das Werk Ben Jonsons heute zu stellen habe.

Aber eines ist dennoch sicher: Diese Aufführung hat hohe Qualität, Guicciardini ist ein Meister des szenischen Spiels, mit einem feinen Gespür für Bewegung und Mimos, mit einem untrüglichen Flair für die Welt der Commedia. Er hat das Ensemble des Schauspielhauses zu einer vor allem im Detail hocherfreulichen Leistung angespornt, zu Bildern und Szenen voller Poesie und Witz. Einzig der Schluss, der sich lange hinzieht, ist durch den Versuch einer Deutung verwässert, in welcher der strafende Richter ersetzt wird durch einen Justizbeamten, der perfekt ins (kapitalistische) System integriert ist. Die «Moral von der Geschichte» wird zum soziologischen Seminar, und das ist kein Komödienschluss, sondern etwas langweilig. Nach der ersten Gerichtsszene verliert die Aufführung merklich an Drive. Dennoch: für Theater dieses Niveaus und dieser Erfindungskraft gilt die Qualifikation: ausserordentlich.

Anton Krättli

Die Flügel locker halten

Zur Berner Uraufführung von Maja Beutlers Drama «Das Marmelspiel»

Es gibt weibliche Dramatiker auch in der Schweiz, zwar nicht in grosser Zahl; sie kommen, wie ihre männ-

lichen Kollegen, in den Genuss der von der Trägergemeinde der Theater und vom Bund finanzierten «Drama-

tikerförderung» und erhalten damit die Gelegenheit zu praktischer Arbeit (nicht nur flanierender Beobachtung) an einem unserer Theater. Eine Form der Kulturförderung übrigens, eine der wenigen, bei der man den Ertrag und Sinn in einigen Jahren immerhin wird feststellen – wenn auch nicht genau abmessen und abwägen können.

Maja Beutler hat ihr neues, ihr zweites Stück konzipiert, während sie als Hausautorin am Stadttheater Bern arbeitete; es ist jetzt, bereits ausgezeichnet durch den Welti-Preis, auf der grossen Bühne dieses Hauses zur Uraufführung gebracht worden.

Das Drama, dessen 26 Szenen gemäss dem Titel wie Marmeln hintereinander abrollen sollen, alle gleichzeitig in Bewegung, aber nicht gleichzeitig beleuchtet, ist, vordergründig gesehen, ein Stück über die Enge aller Tage, über die Not der kleinen Leute, die miteinander leben und nebeneinander vorbereiten, mit einer ungestillten Sehnsucht und ohne die Fähigkeit, diese Sehnsucht in etwas anderes als in Unzufriedenheit, schlimmer, in Gehässigkeit gegen den anderen umzuwandeln. Ein Stück (und damit gehe ich über das eben Gesagte schon hinaus), in dem nichts geschieht – nichts als das Allgemeinste und Unausweichliche: dass einer stirbt. Einer, der nicht mehr jung ist und doch zu jung, und der einen Tod hat, wie ihn alle haben könnten: einen unspektakulären Krebstod. Nur – wie er mit diesem Tode umgeht, das schon gibt der Figur und gibt dem Stück, diesem Stück der kleinen Leute, Grösse. Von diesem Tode her werden die Alltagsszenen beleuchtet; sie werden gleichsam durchscheinend, und wenn der Anfang noch als ein kleinbürgerliches Panoptikum

wirken könnte, so ändert das – und es müsste auch in der Aufführung ändern! – mit dem ersten Auftritt des noch ohne sein Wissen bereits todkranken Schneiders Pedroni: der ein Handwerker ist und ein Grandseigneur in einem, und obendrein, ganz bewusst, ein Künstler; der mit dem Stoff umgeht, als schaffe er daraus der Welt ein Kleid. Nicht dass das Stück jetzt zu einem Totentanz würde; denn Pedroni bleibt noch als ein vom Tod Gezeichnete, vor dem die Gesunden mitleidig-erschreckt zurückweichen, ein lebendiger Mensch und bringt, sobald er auftritt, einen unangestrengten Lebensmut mit sich.

Dazu steht nicht in Widerspruch, dass er, noch ehe er um seine Krankheit weiss, sich wünscht, er könnte in einem Luftballon wohnen, und dass er, kaum hat er sein Todesurteil vernommen, beschliesst, die Welt nun «loszulassen». Das Luftige und das Lebendige sind in diesem Stück untrennbar, bis zur Identität verbunden. Das ist ungewohnt; erkennt man es nicht, verfehlt man etwas vom Zauber und von der Tiefe des Textes.

Beides zeigt sich auch an einer anderen Figur, die, im Gegensatz zu Pedroni, ganz im Leben steht und ihm doch entspricht: die Kellnerin Nina. Dass sie ihre Flügel locker halte, ist einer ihrer ersten Sätze, ja, damit eigentlich beginnt das Stück; keine Wurzeln will sie schlagen und heimisch sein nur bei ein paar Grasbüscheln. Als sie sich verliebt, wird sie zunächst nur desto leichter und beschwingter – bis es ihr auf die Flügel schneit, und ausgerechnet die Liebe zwingt sie dazu, sich zu ducken, bis sie schliesslich nur noch ein Schatten ihrer selbst ist und wirklich ein Pen-

dant zum sterbenden Pedroni: Beweis, dass es auch einen Tod im Leben gibt.

Nina und Pedroni markieren, zusammen mit einem fast immer schweigenden, träumenden Kind, zusammen mit einer weiteren weiblichen Figur, das, was aus der Enge hinausführen, den Alltag übersteigen könnte. Mit ihrer Besetzung steht und fällt die Aufführung. Pedroni wird durch *Klaus Degenhard* vorzüglich dargestellt, *Katharina von Büren* dagegen dürfte eine Fehlbesetzung der Nina sein. Niemand glaubt ihr, dass sie «die Flügel locker hält»: sie hat ja keine, sie geht den schweren Gang der Kellnerin, die viel zu viele Schritte tun

muss. Damit aber ist die Schwäche der Aufführung an einem Beispiel blossgelegt. Nicht dass die Inszenierung *Peter Borchardts* am Text vorbeiginge, ihn verfälschte; aber sie dreht ihn zu sehr ins Biedere, Handfeste; es fehlt darin das Träumerische, Luftige, das sogar in den Alltagsszenen steckt. Die Szenen rollen wie feste, kompakte Glaskugeln hintereinander; dass die Marmelsteine im Innern auf irritierende Weise schillern können, sieht man nicht. Im Rückblick habe ich mich sogar gefragt, ob die Autorin dem Stück einen anderen Titel hätte geben sollen: einen luftigen, durchsichtigen.

Elsbeth Pulver

«Sie fanden ihr Deutschland nicht mehr»

Über die Enttäuschung der Zurückgekehrten

«*Und das wurde nicht ihr Staat*», so lautet der Titel eines Buches von Peter Mertz (C. H. Beck), das der Bundesrepublik und den Deutschen im allgemeinen vorhält, wie wenig sich die einst vertriebenen Schriftsteller in der neuen Republik erkannten. Der Untertitel präzisiert: «*Erfahrungen emigrierter Schriftsteller mit Westdeutschland*».

Auf dem Umschlag stehen alphabetisch geordnet dreissig Namen. Noch vor der Lektüre der Einleitung drängen sich Fragen auf. Dass Kommunisten sich sofort oder später dem anderen deutschen Staat, in welchem ihre Ideen an der Macht waren, zur Verfügung stellten, kann nicht verwundern; es war ein zu respektieren-

der Entschluss, der aber Westdeutschland nicht zum Vorwurf gemacht werden kann.

Zu solchen gehörten Alfred Kantorowicz und Ernst Bloch, die später von der DDR sagen mussten: «*Dies wurde nicht unser Staat*» und ihre letzten Jahre in der Bundesrepublik verlebten als jenem Deutschland, in dem für sie und ihre Gedanken Raum war.

Zu ihnen gehörte auch Hans Mayer – «*Deutscher auf Widerruf*», wie der Titel seiner zweibändigen Erinnerungen lautet. Von Frankfurt ging er nach Leipzig, doch da seine Sicht der modernen Literatur nicht dem dort geltenden Kanon entsprach, kehrte er in die Bundesrepublik zurück, lehrte

in Hannover, lebt in Tübingen. Dass er mit dem westdeutschen Staat hadert, ist nicht bekannt.

Zu ihnen gehört auch Stefan Heym, der mit manchen späten Büchern nur in der Bundesrepublik verlegt wird und mithin Grund hat, über deren Existenz nicht durchaus unglücklich zu sein.

Da steht der Name Hermann Kesten – des Schriftstellers, dem viele Kollegen ihre Rettung dankten. Man erinnert sich an seinen Zwist mit Uwe Johnson. Kesten hatte dessen «Übersiedlung» in die Bundesrepublik als willkommene weltanschauliche Tat begrüßt, Johnson hingegen wehrte sich energisch gegen diese Deutung.

Da steht der Name Theodor Plivier. Der einstige Kommunist nahm im Juni 1950 in Berlin am «Kongress für kulturelle Freiheit» teil, lebte am Bodensee. Da stehen Namen von Österreichern wie Berthold Viertel, wie Robert Neumann, für die sich doch eher die Frage gestellt hätte, ob die neuerstandene österreichische Republik «ihr Staat» sei. Und es sei angemerkt, dass keine österreichische Regierung und Partei sich je um die Rückkehr auch der bedeutendsten und angesehensten Emigranten bemüht hat, und ihnen keine Lehrstühle angeboten wurden. Die Länder der Bundesrepublik, besonders Berlin, haben sich anders verhalten.

Da steht der Name des Erzählers Stefan Andres, der sich wie schon gar manche Deutsche in Italien am wohlsten fühlte, ohne dass damit eine besondere Abneigung gegen die Bundesrepublik verbunden war.

Da steht der Name Hans Habe. Dieser Romancier und Publizist hat mit der Bundesrepublik nicht ge-

hadert. Mit seinen politischen Beiträgen war er in «Die Welt» und «Welt am Sonntag» gut aufgehoben. Von ihm heisst es S. 272, er sei später in die Schweiz übersiedelt, «von dort das politische Geschehen bissig glosierend». Das hatte er von links in «Kultur», einer Zeitschrift des Desch-Verlages getan und später von rechts bei Axel Springer. Es war sein gutes Recht. Wenn er wie viele Erfolgreiche – darunter eben auch Schriftsteller und Publizisten – seinen Wohnsitz im Tessin nahm, mochte das klimatische und steuerliche Gründe haben. Auch dagegen ist nichts einzuwenden. Dem Bonner Staat daraus einen Vorwurf zu machen, geht entschieden zu weit.

Und wie kommt Willy Haas in diese Reihe – der einstige Leiter der «Literarischen Welt», der sich in Hamburg niederliess und hier bis zu seinem Tod publizistisch aktiv blieb?

Allerdings gilt für einige dieser Dreissig – ich bin immer noch beim Umschlag mit gelegentlichen Blättern nach Massgabe des Namensregisters – Peter Mertzens These durchaus. Der bayerische Romancier Oskar Maria Graf fand für seine Werke, die erst viel später neuveröffentlicht wurden, keinen Verleger und fühlte sich auch persönlich in diesem Nachhitlerdeutschland nicht wohl, nicht zuhause. Er hat das 1962 in seinem Artikel «Was mich abhält, nach Deutschland zurückzukehren» ausgedrückt. Hätte sich der Verfasser auf solche erschütternde Fälle beschränkt, dann wäre kein Anlass zum Widerspruch – ganz im Gegenteil.

Es ist gerade das Fehlen solcher Unterscheidungen, was der These, die das Buch vertritt, die Überzeugungskraft raubt. Was eine beschämende

Feststellung, eine Klage, ein Protest sein konnte, wird zu einem Sammelsurium und einem «overkill». Es ist, als schriebe heute einer: «*Schämt euch, Leute! Siegfried Lenz lebt in Dänemark.*»

War nicht auch zu unterscheiden zwischen Emigranten, die enttäuscht wieder wegzogen, und jenen, die blieben, Wirkungsstätten fanden und über Mentalitäten, Zustände, Entwicklungen so unzufrieden waren wie viele Jüngere und Nicht-Emigranten auch? «*Ein bisschen ungern bin ich überall*», sagte Alfred Polgar.

Vom Theatermann Erwin Piscator lesen wir S. 217, auch er habe üble Erfahrungen gemacht. Welche genau? Von seinem erfolgreichen Wirken in Westberlin – dazu gehörte die Uraufführung von Rolf Hochhuths «*Der Stellvertreter*» – ist nicht die Rede. Darf er und darf Tilla Durieux als Zeugen des Unbehagens neben Oskar Maria Graf genannt werden? Unzufriedenheit mit dem Volk, mit dem man lebt, und seinem Staat ist nicht das gleiche wie Kummer und Entsetzen, die erneut ins Exil treiben.

Allerdings: dass Bertolt Brecht, Thomas Mann, Alfred Döblin nicht in der Bundesrepublik leben mochten, gehörte – was immer die jeweiligen Gründe – zum Kahlschlag, zur Verflachung der kulturellen Landschaft des wirtschaftlich und an Stabilität seiner Einrichtungen erfolgreichen westdeutschen Staates. Manche Angriffe, denen Thomas Mann ausgesetzt war, liest man mit Grausen – auch wenn nicht jede Kritik an Äusserungen des mit Recht berühmtesten deutschen Schriftstellers unangemessen war.

Doch was soll der Vorwurf, den

Peter Mertz an die Adresse der jüngeren Schriftsteller richtet, sie hätte keine Solidarität gegenüber den verfemten, vergessenen Kollegen bewiesen, nur einander gefördert? Kennt er nicht Günter Grass' mehrfach erschienene Rede «*Mein Lehrer Alfred Döblin*»? Nicht Rolf Hochhuths Bemühung um ältere nicht wieder verlegte Kollegen? Zwei Beispiele für viele.

Dass Romane, in denen ein Leser eigene Erfahrungen fand, gefragter waren als Heinrich Manns «*Henri Quatre*» und Lion Feuchtwangers historische Romane war weder die Schuld des Staates noch lag es am Konkurrenzneid der jüngeren Autoren. Ungleichzeitigkeit der Aufnahme, Themawechsel – es kam bei Joseph Roth und andere zu späterer Wiederentdeckung – trifft nicht nur Emigranten. Auch Otto Flake und andere, die geblieben waren, fanden keine Leser mehr. Ein Generationenwechsel kann tragisch und im einzelnen ungerecht sein, ohne dass er als gezielte Ächtung gelten darf.

Wieviele Deutsche wurden doch vertrieben, die nichts anderes begehrten, als unter welchem Regime auch immer in ihrem Vaterland zu leben! Sie wurden nicht wegen ihrer Überzeugung weggejagt – das Exil war noch der günstigste Fall –, sondern für einen der Mehrzahl der Betroffenen unverständlichen «Geburtsfehler» bestraft. Die nach Palästina einwanderten, wurden von den zionistischen Pionieren gefragt: «*Kommen Sie aus Überzeugung oder aus Deutschland?*»

Damit aber ist gesagt, dass nicht jeder, der emigrieren musste, allein deshalb eine moralische Instanz wurde, eine Gesinnung demonstrierte oder als

Autor, als politischer Denker Unvergleichbares zu bieten hatte. Das beklagenswerte Niveau der Emigrantenzeitung in Paris, dem jüngst die «Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte» eine Studie gewidmet haben, spricht dagegen.

Den meisten Vertriebenen war die Unterscheidung selbstverständlich, wonach ein kollektives Unglück noch keinen Vorsprung an Einsicht garantiert. «Unser Wandel ist für niemand ohne Tadel, das Zeitalter verantworten alle; um so eher büsst jeder in dem

Versagen seines Landes sein eigenes.» (Heinrich Mann, Einleitung zur Anthologie «Morgenröte», New York 1947.)

Mit dem Durcheinanderwirbeln ungleich triftiger Namen wird vom Verfasser eben diese höhere Einsicht postuliert. Doch es nimmt den tragischen Schicksalen, den späteren beklemmenden Erfahrungen Zahlreicher einiges von ihrer Evidenz, wenn der Bundesrepublik mahnend vorgehalten wird, dass Hans Habe im Tessin gelebt hat.

François Bondy

Warum wir von immer mehr immer weniger verstehen

An der Verbreitung von Wissen kann es nicht liegen. Unsere Informationsmöglichkeiten sind vielfältig und mehren sich in nie geahntem Tempo; besonders im elektronischen Bereich. Wir hören neben den SRG-Radiostationen noch lokale Sender, verfolgen mit oder ohne Kabel die Programme inländischer und vor allem ausländischer Fernsehanstalten; dieses Angebot soll nächstens durch Darbietungen lokaler Veranstalter ergänzt werden. Das Satellitenfernsehen kommt auf uns zu, Teletext und Videotex sind längst verfügbar.

Trotz dieser – vielleicht gerade wegen dieser – mächtig anschwellenden Informationsfülle und dem sich auch geographisch weiter und weiter ausdehnenden Informationshorizont schwinden unsere Orientierungsgewissheit, unsere Urteilskraft, die Berechenbarkeit unserer Zukunft. Was an Informationen anfällt, können wir

längst nicht mehr absorbieren, geschweige denn zu einem sinnvollen und sinngebenden Mosaik zusammenfügen.

Erster und offensichtlicher Grund dieses Notstandes ist der Evolutionsschub, den wir erleben: Wissenschaft und Technik und mit ihnen unsere Lebensformen entwickeln sich in einem ungestümen Tempo. Erfindungen überstürzen sich und sind immer schwerer zu verstehen.

Warum eine Glühlampe glüht und ein Bügeleisen heiß wird, konnte uns der Physiklehrer noch mühelos verständlich machen; auch konnte er uns erklären, weshalb der Draht der Telefonleitung unsere Stimmen durch die Gegend trägt; etwas schwieriger wurde es schon beim Radio. Aber wieviele von hundert Menschen können sich heute vorstellen, was technisch passiert, wenn sie abends am Fernseher die Knöpfe drücken und das bewegte

Bild nicht nur schwarz-weiss, sondern gar in bunten Farben aufleuchtet und dabei Stimmen, Geräusche und Musik hörbar werden?

Wir leben in einer Drucktastenzivilisation, über die fast nur noch Spezialisten Bescheid wissen. Und die Meinungen über ihre guten und schlechten Folgen, die sie in zivilisatorischer und kultureller Hinsicht bringt, sind geteilt.

Vieles ist also ungewiss. Gewiss ist nur, dass der Fortschritt nicht aufzuhalten ist, obschon wir seinen doppeldeutigen Januskopf kennen. (Paul Feyerabend: Unsere vom Staat unterstützte Bildungs- und Forschungspolitik «verunstaltet unser Dasein».)

Nationalökonomien haben die Zeichen der Zeit erkannt und schliessen menschliche Werte und Ideale in ihren Lehrgebäuden nicht aus. Unternehmer wissen um ihre gesellschaftspolitische Verantwortung: Pflichtvergessene riskieren, öffentlich gemahnt zu werden.

Ohne Zweifel müssen wir sorgsam und haushälterisch mit der Natur umgehen, auf umweltverträgliche Produkte achten und auch unsere Landwirtschaft ökologisch auszurichten.

Der Gedanke aber, unsere Welt desindustrialisieren zu wollen, wäre zu naiv. Wir wollen uns nicht als Maschinenstürmer gebärden. Die Mehrrung und laufende Erneuerung unseres Wissensschatzes, Schoss des technischen Innovationsschubes, ist nicht aufzuhalten. Der ruhelose menschliche Erfindergeist ist die natürliche Folge einer uns vom Schöpfer eingepflanzten Neugier und damit die eigentliche Ursache des unaufhaltsamen Modernisierungsprozesses, dessen hervorragende Ergebnisse zum Beispiel im

medizinisch-pharmazeutischen Bereich wir nicht erkennen sollten. Wir haben im Garten Eden von der verbotenen Frucht gegessen und erfahren nun als Folge davon zwangsläufig die fortschreitende Wissensmehrung und den sich daraus ergebenden dauernden Wandel unserer Zivilisation.

Diesen Wandel erleben wir freilich nur noch zum kleinsten Teil und immer weniger unmittelbar aus eigener Anschauung, also zu Hause, am Arbeitsplatz und in unserem persönlichen Lebensbereich, aber immer mehr indirekt durch die Medien. Sie sind im Begriff, uns zu überfordern. Das kann zu einer Entfremdung von der Wirklichkeit und zu beklemmender Verunsicherung führen. Unter dem Einfluss der grossen Informationsmenge und dem Rhythmus des pausenlosen Nachschubs werden vertraute und bewährte Weltbilder dauernd zerstört und unsere persönlichen Erfahrungen in Frage gestellt. Dazu Neil Postman: Zum ersten Mal in der Geschichte gewöhnen die Menschen sich daran, statt der Welt selbst ausschliesslich Bilder von ihr ernst zu nehmen. Die Folge davon ist ein rapider (organisierter) Verfall der menschlichen Urteilskraft. Alvin Toffler spricht im Blick auf den heutigen Lebensstil von einer «Signalkultur»: Wir werden von flüchtigen, fremden und unzusammenhängenden Informationen angegriffen und fühlen uns zeitweise wie in einem Irrenhaus. Ein elementäres und ausreichendes Erfassen, Begreifen und Durchdenken des Nachrichtenschwalls wird schon wegen der Taktgeschwindigkeit, in welcher er erfolgt, immer schwieriger.

Wir haben es hier mit Tatsachen zu tun, die der einzelne nicht ändern

kann; ändern kann er einzig seine Haltung gegenüber dieser kontinuierlichen und verwirrenden Informationsberieselung. Wie denn? Wir sollten in dieser Situation, so meine ich, immer noch auf unseren gesunden Menschenverstand zurückgreifen und in den täglichen Zweifelsfällen unseren Commonsens als allererste Instanz in unsere Urteilsbildung einbeziehen, auch wenn er der sich wandelnden Wirklichkeit nachhinkt, da und dort kaum mehr ganz à jour ist. Dies ist der naheliegend erste Schutz gegen den konfusionserzeugenden täglichen Informationsüberhang. Vertrauen wir weiter unseren Instinkten, die wir in uns tragen.

Es drängt sich zudem eine gewisse Informationsaskese auf, der sich heute schon Menschen mit grosser Entscheidungsbefugnis zwangsläufig unterziehen müssen. Sie erfahren dabei auch, dass Goethe recht hatte, wenn er sagt: «Eigentlich weiss man nur, wenn man wenig weiss; mit dem Wissen wächst der Zweifel.»

Ich stelle in meiner Umgebung fest, dass immer mehr Menschen der Versuchung widerstehen, immer alles gleich wissen zu wollen, was auf den verschiedenen Informationskanälen auf sie einströmt. Es fällt ihnen um so leichter zu wählen und kritisch auszuscheiden, wenn sie einmal erkannt haben, dass viele Nachrichten für unsere Lebenspraxis eigentlich nur wenig nutzbar sind und ein grosser Teil der elektronischen Medien dem blossen Zeitvertreib dient. Das erfahren wir, wenn wir während der Ferien eine Zeitlang weder Radio hören noch fernsehen und dann bei der Heimkehr feststellen, dass in der Tat uns, je nach persönlichem Geschmack, neben dem

«Ziischtigs-Club», den Sendungen «Vis-à-vis» und «Zur Sache» und wenigen andern Programmen nur die täglichen Nachrichten entgangen sind und die neuesten Sportresultate.

Urs Frauchiger macht in diesem Zusammenhang in seinem neuen Buch auch aufmerksam auf die Folgen der musikalischen Drogensucht, das Konsumverhalten im geistigen Bereich, das schliesslich jede Rezeptionsfähigkeit abtötet und damit auch die Kunst verschleisst.

Zusammenfassend: wir haben die Medien-Kapazitätsgrenze erreicht. Zu diesem Schluss kommt der Basler Publizist Markus Kutter. Diese wirke als Bremse, sagt er, und sie mache die Berechnungen von progressiven Medienanbietern zunichte. Wenn sich mehr als ein Dutzend Informationslieferanten gleichzeitig um unsere Aufmerksamkeit streiten, werden wir von einem wachsenden Teil dieser unverlangten Auswahlsendungen einfach nicht mehr Kenntnis nehmen; wir filtern aus, wir stellen ab. Für die Informationslieferanten kommt es zu einer Konfrontation.

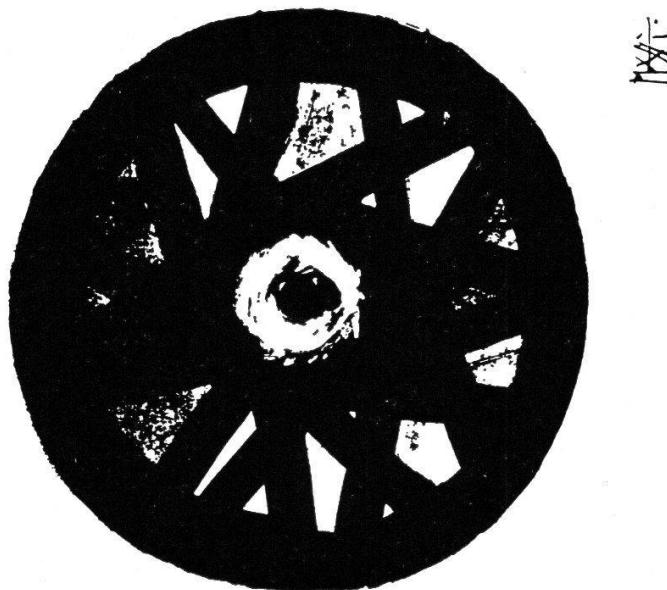
Markus Kutter zieht daraus den folgenden interessanten Schluss: «Je moderner, will sagen technisierter, die Medien werden, desto mehr kehrt man wieder zu den ältesten und einfachsten zurück, also etwa zum Buch, vielleicht überhaupt zum sogenannten Print. So wäre es zu erklären, dass die Auflagen regionaler Zeitungen grösser als je zuvor sind ...»

Der so spricht, könnte noch aus anderen Gründen mit seiner Prognose recht haben: Bei der Aufnahme des gedruckten Wortes bestimmen wir die Taktgeschwindigkeit. Wir können schnell oder langsam lesen, bei schwie-

riegen Gedankengängen verweilen, denn sie verhallen nicht mit der Zeit. Wir können Gedrucktes mitnehmen, aufbewahren, weitergeben. Nach der Erfahrung der bekannten deutschen Meinungsforscherin Elisabeth Noelle-Neumann bringt die Nutzung von Printmedien, also Büchern, Zeitungen und Zeitschriften deutliche Vorteile für die Bewältigung des modernen Lebens. Die Printmedien als Grund-

lage der Information machen ausserdem eine Vielzahl von Fernsehsendungen, besonders solche politischer Art, für den Zuschauer erst verständlich und durchschaubar, wenn er zunächst sich lesend in ausreichendem Mass orientiert und die Fragen überdacht hat. Man kann bekanntlich Radio hören oder fernsehen ohne zu denken, aber man kann nicht lesen ohne zu denken ...

Adolf Wirz



Cars, Taxi + Privatwagen mit Chauffeur, Transport-Taxi, Autoleasing, Umzüge + Mебилиарлagerung, Kunsttransporte, Transport-Verpackungen, Camionnage, Stückgutverkehre, Verzollungen, Lagerhäuser + Verteilzentren, Computer- + Spezialtransporte, Schwertransporte/Maschinen-Verschiebungen

A. Welti-Furrer AG Pfingstweidstrasse 31 8037 Zürich Telefon 01-44 12 11

unterwegs mit

welti-furrer